

Buch des Monats Oktober

David Mitchell, *Die Knochenuhren*. Roman, aus dem Englischen von Volker Oldenburg, Rowohlt 2016, 811 Seiten, ISBN 349804530X

Was für ein Roman, ein groß angelegtes Feuerwerk funkelnder Einfälle, überraschender Wendungen und Verwicklungen, eine Zeitreise durch verschiedenste Epochen, Historienschröcker und Science-Fiction-Thriller zugleich, blendend formuliert, wissenschaftlich ambitioniert und dann auch immer wieder von poetischer Schönheit sondergleichen. All das und noch viel mehr!

Der Engländer David Mitchell (*1969), der vor allem durch den auch verfilmten Roman ‚Der Wolkenatlas‘ (2004) und zuletzt durch ‚Die tausend Herbste des Jacob de Zoet‘ (2010) bekannt und bei Kritik wie Leserschaft anerkannt wurde, legt mit ‚Die Knochenuhren‘ nun erneut ein



außergewöhnlich ambitioniertes Werk vor. Geht es darin zuerst und zuletzt um nicht weniger als Tod und Leben nach dem Tod, metaphysische Fragen kreisen um die letzten Dinge, die Mitchell jedoch in literarisch-phantasievoller Weise und unter Auslotung der existentiellen und moralischen Dimensionen ausschreibt. Dabei gelingt es ihm nahezu spielerisch, den Spannungsbogen nicht nur über achthundert Seiten aufrecht zu halten, sondern die Dramatik durch immer neue, ungeahnte Wendepunkte, ein großartiges Tableau an Akteuren und stets aufs Neue bewegende Szenen immens zu steigern. Und vor allem dabei immer wieder Passagen von hinreißender dichterischer Schönheit zu schreiben, das man staunend verharret, den Atem anhält und dankbar ist, mit David Mitchell auch einen Künstler hoher Begabung lesen zu dürfen!

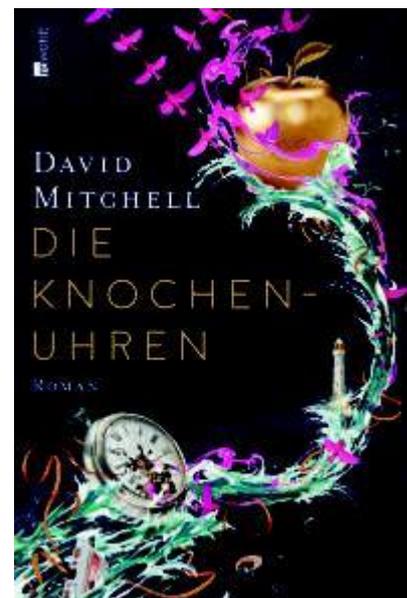
Worum geht es? Der Roman beginnt im Jahr 1984 im grauen England Margaret Thatchers: Die Jugendliche Holly Sykes läuft aus Liebeskummer, elterlichem Unverständnis und allgemeiner Perspektivlosigkeit von zuhause weg, wird von einem jungen Aussteigerpaar als Anhalterin mitgenommen und landet auf einer Farm als Erdbeerpflückerin. Wo sie jedoch zugleich in eine mehr als unheimliche Geschichte hineingezogen wird, denn das junge Paar fällt einem grausamen Verbrechen zum Opfer, auch Holly wird bedroht und begegnet auf ihrer Flucht einer alten Frau, die sie im Tausch gegen ‚Asyl‘ vor der Gefahr in Sicherheit

bringt. Eine Rettung, die weder Holly noch der Leser zu dem Zeitpunkt in ihrer Dimension enträtseln, einordnen und verstehen kann. Viele Jahrzehnte werden vergehen, in denen wir die Biografie Hollis immer wieder lesend begleiten, sie in unterschiedlichen Rollen als Tochter, Schwester, Mutter und alte Frau erleben werden. Ein wesentlicher Handlungsstrang des Romans erstreckt sich so über gut sechzig Jahre bis hin in ein abgelegenes irisches Dorf im Jahr 2043, das von einer weithin verwüsteten, ökologisch zugrunde gerichteten, durch Kriege und absolutistische Regime bedrückte Welt abgekapselt vegetiert. Denn viel mehr können die Überlebenden dieses Horrorszenarios kaum, als sich ihr kargstes tägliches Überleben zu sichern. Diese düsteren Passagen gehören zum eindrucksvollen Finale des großen Romans, das in seiner scheinbaren Ausweglosigkeit eine literarische Utopie im eigentlichen Sinne liefert. Da überlegt die alt und Großmutter gewordene Holly: „Fünf Jahre später atme ich tief durch, weil mir sonst die Tränen kommen. Es ist nicht nur, dass ich Aoife nie mehr in die Arme nehmen kann, sondern auch alles andere: Trauer um die Landstriche, die durch unsere Schuld verwüstet sind, die abgeschmolzenen Polkappen, der umgeleitete Golfstrom, ausgetrocknete Flüsse, überschwemmte Küsten, zugemüllte Seen, vergiftete Meere. Wir haben massenhaft Tierarten ausgerottet, Öl verschwendet, Antibiotika wirkungslos gemacht, Politiker für ihre tröstlichen Lügen gewählt – alles nur, weil wir an unserem Lebensstil festhalten wollten.... Ich und meine Generation haben uns sinnlos vollgefressen im Restaurant der Reichtümer der Erde und die Zeche geprellt, obwohl wir –trotz allen Leugnens- genau wussten, dass wir unseren Enkeln eine Rechnung hinterlassen, die sie nie werden bezahlen können.“ (725)

Einen Nicht-Ort oder auch einen Un-Ort solch grauenhafter Zustände beschreibt Mitchell, das er zugleich zur Herausforderung wird, in der bis dahin verbleibenden Zeit dagegen anzugehen und andere Weichenstellungen zu erreichen, damit der zukünftige Verlauf anders, ganz anders wird. Denn das ist ohne Frage ein ambitionierter Anspruch von David Mitchell, durch poetische Beschreibung eines möglichen Zukunftsverlaufes die Gegenwart zu beeinflussen und verändern. Der geniale dichterische Einfall ist nun, dass er dieses ‚futuristisch-philosophische‘ Konzept auf seine Protagonisten hinunterbricht, in dem er sterbende Personen in andere Menschen, die ihnen begegnen und die sie ‚aufsuchen‘, eingehen lässt. Anders oder in Alltagssprache formuliert: „Wir leben gewissermaßen weiter, solange wir in anderen fortbestehen.“ (715) Ganz einfach. Aber Mitchell gibt sich mit dieser lapidaren Ansicht nicht zufrieden, sondern fragt nach den philosophischen Tiefen und Abgründen und unternimmt den ungeheuren Versuch, das denkerisch-dichterisch

auszuloten. Was heißt es denn, zu sterben und zu vergehen? Bleibt da nichts oder leben wir doch irgendwie weiter? Und in welcher Form dann wohl? Geben wir nur unsere Einsichten und Ideen weiter und bestehen (bestenfalls) auf solche Weise weiter? Oder gibt es so etwas wie Seelenwanderung, gar ein Weiterleben in anderer Gestalt (Person?) nach dem Tod? Ist das aber dann auch dichterisch auszugestalten? Mitchell wagt es - und er gewinnt! Denn zumindest wirkt ‚Die Knochenuhren‘ an keiner Stelle oberflächlich, lapidar oder banal. Vielleicht zuweilen schrullig und überaus versponnen, aber wie soll das auch anders sein, wenn es um die letzten Fragen geht und jemand den kühnsten Versuch unternimmt, davon in einer groß angelegten Sage zu erzählen. Zuletzt schreibt er einen Schöpfungsmythos am Ende (!) des 21. Jahrhunderts, der auch die Fragen nach Werden und Entstehen, nach dem Verhältnis von Schöpfung, Geschöpf und einem Schöpfer selbst erdichtet: „Ich bin zu schwermütig, um auszusteigen. Sind wir Mutanten? Eine eigene Spezies? Oder wurden wir so konstruiert? Von wem? Warum hat sich der Erfinder so ins Zeug gelegt und uns dann mit der Frage im Stich gelassen, wieso wir existieren? Zu seiner Unterhaltung? Aus einem kranken Trieb heraus? Einfach so, aus Spaß? Um über uns zu richten?“ (525)

Viele weitere Fäden und Verwicklungen wären hier noch anzuschließen und berichten, etwa vom zweiten zentralen Handlungsstrang des großen Kampfes zweier widerstreitender Strömungen von denen, die den Verlauf der Geschichte und Zukunft prägen und bestimmen wollen. Oder auch vom spektakulär rätselhaften Titel des Romans (auch im Original ‚The Bone Clocks‘), der ebenso wie das schrill befremdliche Titelbild des Buches im Verlauf der Handlungen jeweils Sinn und Gehalt erhalten. Vom Schriftsteller Crispin, einen Freund und Wegbegleiter Holly Sykes, der weite Passagen als Buch im Buch schreibt, dem Leser lieb und vertraut wird, der dann durch Verrat eines Freundes schwere Schuld auf sich lädt – und gegen Mitte des Romans erschossen wird und so für ein weiteres Rätsel sorgt. Und der sterbend überlegt: „Holly, meine einzige echte Freundin. Ich bedaure die Aufregung, die ich ihr mit meinem Tod bereite. Mein Lieblingssatz aus Roths *Der menschliche Makel*: ‚Nichts hat Bestand, und doch vergeht nichts. Und nichts vergeht, eben weil nichts Bestand hat.‘“ Ein Satz, der wie ein Schlüssel zur Mitte des Romans erscheint, zumal er in solcher und ähnlicher Form immer wieder auftauchen wird.



Oder auch die immer wieder grandios ge- und erfundenen Bilder für theologische und metaphysische Fragen, Bilder, die man staunend ergreift und nicht mehr vergisst. Zwei Beispiele: „Vielleicht ist der Himmel nicht wie ein Gemälde, das für immer an der Wand hängt, sondern eher so wie der beste Song aller Zeiten, ein Song, den du immer nur in Fetzen hörst, aus vorbeifahrenden Autos oder ... oben aus einem offenen Fenster, wenn du dich verlaufen hast...“ (50) Das ist so zart, zugleich so respektvoll und Raum lassend statt verstellend, wunderbar! Oder, wenn Mitchell eine Figur beim Betrachten von Rubens' Gemälde ‚Anbetung der Heiligen Drei Könige‘ überlegen lässt: „Dreizehn Personen, zählen Sie ruhig nach, wie beim letzten Abendmahl. Hirten, die drei Weisen, Verwandte. Betrachten Sie genau die einzelnen Gesichter. Welche der Personen glaubt, dass der neugeborene Knirps eines Tages den Tod bezwingen wird? Welche verlangt nach einem Beweis? Wer argwöhnt, dass es sich beim Messias um einen falschen Propheten handelt? Wer weiß, dass er sich auf einem Gemälde befindet und beobachtet wird? Welche Person auf dem Bild beobachtet Sie?“ (135)

Vieles muss hier offenbleiben, anderes soll nicht verraten und vorweggenommen werden. Und wieder anderes verbleibt in spannender Schwebel. Oder, mit Mitchell: „Das habe ich schon mal irgendwo gehört. Ich strecke die Hand nach der Erinnerung aus, aber meine Finger greifen ins Leere. Nein, ich muss mich in Geduld fassen.“ (547)

Dirk Steinfort